

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr 50.

Sonntag, 28. Februar.

1915.

(7. Fortsetzung.)

Dore.

Nachdruck verboten.

Roman von E. Kitzberg.

„Gib mir eine kleine Personalbeschreibung von diesem Schliefen“, bat Liddy, als sie im Wagen neben dem kutschierenden Heinz saß. „Man muß doch wissen, mit wem man es zu tun hat.“

„Ein schneidiger Gardeoffizier, das genügt wohl eigentlich“, sagte Heinz einfüßig. „Allenfalls kann ich noch hinzufügen — steinreich.“

„Also eine gute Partie“, lachte Liddy, „da muß ich mich heute sehr schön machen.“

„Willst du auf den Männerfang ausgehen?“ warf er mißtrauisch hin. „Das hast du doch nicht nötig!“

„Ja, mein Lieber, ich habe 22 Jahre hinter mir. Meinst du, daß ich als alte Jungfer mein Leben beschließen will?“

Er sah sie erstaunt an. Hatte sie sich versprochen oder wollte sie ihm, dem eigenen Vetter, ein paar Jahre ihres Daseins abstreiten? Dann lächelte er nachsüchtig: „Ich denke, die Liebe ist dir die Hauptsache?“

„O, mir ist nicht bange! Der Mann, den ich liebe, läßt mich wieder, — verlaß dich darauf!“

Sie sah ihn mit ihren verführerischen Augen herausfordernd an, so daß ihm seltsam heiß zumute wurde.

„Ihr Männer seid ja so unendlich eitel, — man kann jeden von euch zur Liebe zwingen, wenn man es nur richtig anzufangen weiß. — Es ist nett, daß man mit dir so offen seine Ansichten austauschen darf, weil du in festen Händen bist und keine Mißverständnisse abwalzen können. Findest du nicht?“

„Ich finde, daß du ein kleiner Satan bist!“ stieß er zwischen den Zähnen hervor. Sie lachte lustig auf.

„Das akzeptiere ich mit Dank, nur kein Blüppchen, aus Mondschein und Blumenduft zusammendestilliert. Aber so laß doch den Braumen etwas mehr ausgreifen, es ist schon spät.“ Sie zog die Uhr. „Lieber Gott, schon 4½ Uhr, ich kann ja gar nicht mehr Toilette machen.“

„In einer Viertelstunde sind wir zu Hause, so bleibt dir doch eine volle halbe Stunde zum Anziehen.“

„Viel zu wenig für einen Gardeleutnant.“

„Du wirst wohl deine Ungeduld zügeln müssen, das Pferd hat eben erst die Lungenentzündung überstanden und muß noch geschont werden.“

„Was bei euch alles geschont werden muß! Wenn der Johann es nachher ordentlich frottiert, so schadet ihm ein kleiner Trab nichts.“

Er antwortete nicht, aber er hielt das feurige Tier fest im Zügel. Nach einer Weile wandte er sich zum Groom auf dem Rücksitz herum.

„Es hustet noch leicht, — hast du gehört? Wir hätten es doch wohl noch nicht anspannen sollen.“

„Der Tierarzt wollte, daß „Sturm“ im leichten Wagen ginge“, meinte der Groom.

In diesem Augenblick sprang das Pferd unverhofft scharf an, so daß Heinz fast die Zügel verloren hätte,

und sich ins Geschirr legend, raste es wie sinnlos vorwärts. Er mußte alle Kraft aufwenden, es wieder in seine Gewalt zu bekommen, und als sie im Schloßhof anlangten, stand das Pferd röhelnd, zitternd mit fliegenden Flanken.

Liddy war vom Wagen gesprungen, lachend klopfte sie dem Tier die Schenkel. „Das hast du brav gemacht, „Sturm“! Hast ihnen gezeigt, daß Masse in dir steckt!“ — und Heinz ein Schnüppchen schlagend, schlüpfte sie ins Haus.

„Was hatte der Kader nur?“ fragte Heinz den Groom, „er muß doch geschont haben.“

„A wo!“ Johann stieß es mit verhaltenem Zorn hervor. „Das gnädige Fräulein hatten ihm ja einen Schwips mit der Peitsche gegeben, als der gnädige Herr nicht hinsah. Das ist „Sturm“ nicht gewohnt, das verträgt er nicht mal in gesunden Tagen, und jetzt ist er desperat vom langen Stehen.“

„Reiße ihn sofort gelinde ab und wade ihn in Deden.“ Heinz ging langsam in das Haus. Heimlich — nein, heintüchlich hatte sie dem kranken Tier einen Peitschenhieb gegeben, damit sie ein paar Minuten länger für ihre Toilette erübrige. Ob das Dore . . . Boz Element! Warum er immer die beiden einander gegenüberstellen mußte, sie waren nun einmal ganz heterogene Temperamente. Dore würde auch nicht einen Mann zur Liebe zwingen wollen! Wie hatte Liddy gesagt? Ein Blüppchen aus Mondschein und Blumenduft destilliert — mit Honigsommeln großgepöppelt — die Dore? Hahaha, da irrte sie sich doch!

Er lachte, aber in seinem Innern empörte sich etwas. Widerwillen und Zorn gegen sich und den kleinen Satan mit den schwarzen Augen packten ihn. Seitdem Liddy auf dem Schloß weilte, erfaßte ihn in diesem Augenblick zum erstenmal eine heiße Sehnsucht nach Dore und dem still seligen Behagen, das ihm das Zusammensein mit ihr so teuer machte. Warum sprang er nicht schnell auf einen Augensid zu ihr hinüber?

Er hatte schon ein paar Schritte in der Richtung nach ihrem Häuschen getan, als ihm Mittmeier begegnete. „Gehen Sie zu Fräulein Werlich?“ fragte er. „Dann bitte, grüßen Sie sie recht herzlich von mir und wir erwarten sie heute abend bestimmt.“

Er hatte ja keine Zeit, er mußte sich zum Diner anfleiden. Und während der Toilette ärgerte er sich wieder, daß er nicht doch selber gegangen war. Der Zwiespalt seines Wesens machte ihn unruhig, nervös, reizbar. Es war etwas Verworrenes in ihm, das ihn peinigte und das er doch aufzulösen sich sürchtete. Es drängte ihn, klar zu sehen, und er schloß doch fest die Augen. In diesem Zustand empfand er eine solche Abneigung gegen Liddy, daß es ihn Überwindung kostete, ihr wieder gegenüber zu treten. Und doch ärgerte es ihn, als er sah, wie sie den Grafen Schliefen zu bezaubern suchte — ihm zum Trost, oder weil sie lieber irgend einen nehmen als alte Jungfer werden wollte!

Schach

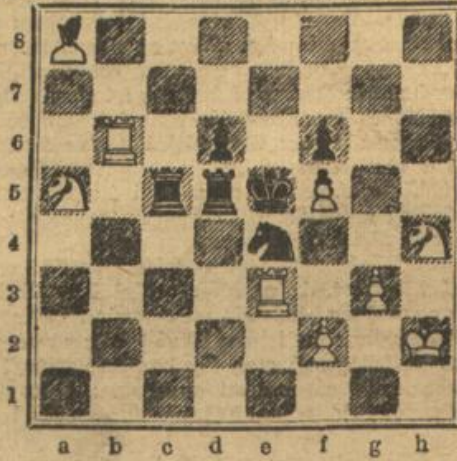
Alle die Schachzwecke betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden. Redigiert von H. Dieffenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maidaner in der Marktstrasse. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 28. Februar 1915.

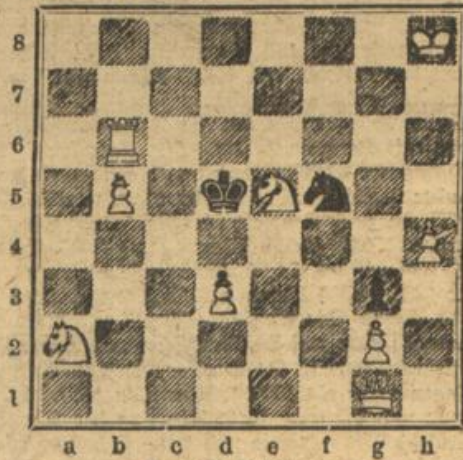
Schach-Aufgaben

Nr. 308. F. Seidemann (Tepl.-Schön Anz.).



Matt in 2 Zügen.

Nr. 309. F. Matousek (1. Pr. d. Tschechischen Schachb.).



Matt in 3 Zügen.

Partie Nr. 113. (Damenbauerspiel).

Gespielt in Buenos-Aires am 3. September 1914.

Weiß: Roland. — Schwarz: Capablanca.

- | | | | |
|------------------------|----------------------|---------------------------|--------|
| 1. d2—d4 | d7—d5 | 15. 0—0 | Ta8—c8 |
| 2. Sg1—f3 | Sg8—f6 | 16. Dc4—e2 | Dd8—a5 |
| 3. e2—c4 | e7—e6 | 17. Tf1—b1 | Ld7—c6 |
| 4. Sb1—c3 | Sb8—d7 | 18. Sf3—d2 | Kg8—h8 |
| 5. Lc1—g5 | Lf8—b4 ¹⁾ | 19. c3—c4 | Tf8—g8 |
| 6. Dd1—a4 | c7—c5 | 20. Tb1—b3 ⁴⁾ | f6—f5 |
| 7. a2—a3 ²⁾ | Lb4×c3† | 21. Sd2—c4 ⁵⁾ | Da5—d8 |
| 8. b2×c3 | 0—0 | 22. Sc4—e5 | Dd8×d4 |
| 9. e2—c3 | d5×c4 | 23. Se5×f7† | Kh8—g7 |
| 10. Lf1×c4 | c5×d4 | 24. Ta1—d1 | Dd4×e4 |
| 11. Lg5×f6 | g7×f6 ³⁾ | 25. Tb3—g3† ⁶⁾ | Kg7×f7 |
| 12. c3×d4 | Sd7—b6 | 26. Dc2—b5† | Kf7—f6 |
| 13. Da4—b3 | Sb6×c4 | | |
| 14. Db3×c4 | Lc8—d7 | | |

Aufgegeben.

¹⁾ Gebräuchlicher ist 5... Lc7. — ²⁾ Tempoverlust, da Schwarz schließlich doch zum Abtausch auf c3 genötigt wäre. Es sollte gleich e3 geschehen. — ³⁾ Gegen einen Lasker würde sich Capablanca sicher nicht solche Extravaganzen erlauben. Näher lag 3... D×f6. — ⁴⁾ Warum nicht 20. Dc3? — ⁵⁾ Zu spät sieht Weiß, daß 21. Tg3

wegen f×e, 22. S×e4, T×g3 nebst Dd5 nicht geht; der Textzug verliert allerdings auch einen Bauer. — ⁶⁾ Ein Verzweigungsoffer. Nach 25. D×e4, L×e4 ist das Endspiel für Weiß verloren.

Auflösungen:

Nr. 304 (5 Züge). 1. La2, d×c6 2. Ld5, c×d5 3. Sc2, d4 4. Se3.

Nr. 305 (2 Züge). 1. Dc2.

Richtige Lösungen sandten ein: Zu beiden Aufgaben F. S., Dr. M., J. K., Wdw., Bdr., A. Dochnahl, Karl Hofmann und Wilh. Hanson, sämtlich in Wiesbaden, sowie S. Münz in Marburg; zu Nr. 305 auch C. E. Bergling und Paul Zimmermann in Wiesbaden.

Briefkasten.

An mehrere Löser. Nr. 305 ist durch 1. Le2×d3 nicht lösbar, da 1... Sb2×d3† folgt. — B. Bei Nr. 304 geht 1. d3—d4 nicht, da 1... d7×c6; 2. Sc2 Ke4; 3. Sb4 K×d4 folgt, worauf ein Matt in zwei weiteren Zügen nicht möglich ist.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Spitzenrätsel.

```

. . . . .
o g i r a o b i l a a d e a o
n e e a u t e t l d l e d n r
l s n l t e r e d
e e r
    
```

An Stelle der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, so daß senkrecht bekannte Hauptwörter entstehen. Die ergänzten Buchstaben, also die oberste wagerechte Reihe, benennt ein hochbedeutsames kriegspolitisches Ereignis.

Rüsselsprung.

		lasst	vater	sie	trom	
		ieh	lasst	mein	fand	land
ernte	flie	mein	grüss	Die	oder	beln
						ster
noch	flie	ten	gen	wir	nen	zö
						hei
tod	zeit	dich	wer	der	gen	ben
						wild
gen	den	der	hal	fah	kein	wie
						gern
	will	wir	sturm	tra	kein	und
	es	zagen	welt	die		

Auflösungen der Rätsel in Nr. 87.

Gleichklang: Granaten. — Merkrätsel: Deutscher Sieg bei St. Menchould.

Sie war in ein elfenbeinfarbiges Spitzengewand gekleidet, ganz weiß von Kopf bis zu den Füßen, und Heinz, der nicht wußte, daß ein solches raffiniert beschneiden erscheinendes Kostüm gerade das eingehendste Studium und die größte Geschicklichkeit der Kammerzofe erforderte, wunderte sich im Stillen, wie man mehr als eine halbe Stunde beim Anlegen verträdeln konnte.

Graf Schliensens Eroberung war Riddy sofort vollständig gelungen. Nach Tisch vertraute er Heinz begelstert an, daß seine Cousine das schönste Weib der Welt sei.

„Dann würde ich Ihnen raten, sich ihrer schleunigst zu versichern“, sagte Heinz zwischen den Zähnen. — Schliesen zog mit einem sonderbaren Ausdruck die Augenbrauen hoch und machte ein Gesicht, als ob er Zahnschmerzen hätte. „Sie haben Flug reden! Sie wissen doch, daß ich so gut wie verlobt bin — meine Alten wären imstande, mich ins Irrenhaus sperren zu lassen, wenn ich ihnen durchginge.“

„Das ist allerdings fatal! Wie konnten Sie bei Ihrem bewaglichen Temperament sich auch so zeitig binden?“ Er suchte mit einem spöttisch triumphierenden Blick seine Cousine, die verstohlen zu ihnen hinüberlickte. Sie lächelte überlegen, siegesgewiß, und zu ihnen tretend, fragte sie Schliesen: „Spielen Sie Klavier, Graf? Dann, bitte, begleiten Sie mich zu einem Viode. — Heinz ist so nervös. Bitte, „Die Junge Nonne“ von Schubert.“

„Welche Idee!“ ereiferte sich Schliesen. „Sie, gnädiges Fräulein, ein Nonnenlied! Das müßte sich ebenso schön in Ihrem Munde ausnehmen wie etwa das Liedchen: „Frühmorgens, wenn die Hähne krähen, eh noch die Sternlein schwinden, muß ich am Herde steh'n, muß Feuer zünden“ — so ähnlich heißt's ja wohl.“

Er lachte, und sie lächelte. Der alte Herr von Brening kam aus dem Nebenzimmer herein. Kurz und erregt teilte er seinem Sohne mit, daß der Reitknecht Joeben „Sturms“ Berenden gemeldet habe.

„Ihr habt das arme Tier überhebt“, tadelte er scharf. „weldy eine Unvernunft, so zu jagen bis in den Hof hinein!“

Heinz sagte nichts, er sah gespannt zu Riddy hin; sie mußte die Meldung gehört haben, suchte aber nicht mit der Wimper, und auch nicht die leiseste Veränderung ihrer Gesichtsfarbe war zu merken. Sie blätterte in den Noten, trat dann zum Flügel, und das aufgeschlagene Heft auf das Notenpult legend, sagte sie gleichmütig: „Nun, dann also dies bayerische Volkslied, Herr Graf.“ Gleich darauf sang sie mit ihrer hellen, starken Mezzo-Sopranstimme schallhaft herausfordernd:

„Ei, Buble, wenn mich so gern häßt,
Versteßt?“

So künst nit so selten zu mir,
Wennst allerweil mit andern umgehst,
Versteßt?“

So is mer net geholla mit dir!
Mit dein schön Ben-sma

Do döest mer net koma,
Es wird mer auf einmal schou z'viel,

Bon's Geld bist du allweil entbloß,
Versteßt?“

Da macht mer a weiter kein Glüd.

Nu, 's macht mer nig, wenn du a gehst,
Versteßt?“

Um di is ja ewig net schad!
Mei Herz is schon wieder getroßt',
Versteßt?“

Woil i scho en andern Bua hab'
So blühnumme Sachen,

Die darf er nit machen,
Geld hat er ja allweil grad g'maal

Und drav is er allweil g'west,
Versteßt?“

Um is a e bersiger Bua.“

Heinz verließ das Zimmer, noch ohne sie geendet hatte. Der Herbstabend war längst herabgesunken, noch immer lastete der dicke Nebel in der Luft, feucht und schwer leate er sich auf die Brust, man vermochte kaum zu atmen. Und Heinz empfand den Druck doppelt beklem-

mend, er war in der Stimmung, die ganze Welt für ein nebelhaft wüßtes Chaos zu halten. Dabei brannte noch immer der Wunsch in seinem Herzen, Dore zu sehen. Langsam ging er die wohlbekannten Wege durch den finsternen Park, verließ ihn durch ein Seitentwärtchen, überschritt die Dorfstraße und stand nun am Baum von Dores Garten, mit heißen, sehnsüchtigen Augen nach den erleuchteten Fenstern ihres Häuschens hinübersehend. Und dabei kam er sich selber verwunderlich vor in seinem Gebaren, das gar nicht in die Art seines Verkehrs mit Dore paßte. Wie sie lachen würde, wenn sie ihn hier stehen und schmachten sähe, während er doch jeden Augenblick ungehindert bei ihr eintreten durfte. Nach einer Weile kehrte er wieder um, ohne gewagt zu haben, ihr unter die Augen zu treten, aber nicht aus Furcht vor ihrem Spott, sondern weil er das Gefühl hatte, als ob er dessen nicht wert sei.

(Kortfenna folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Das Alter ist nicht trübe, weil darin unsere Freuden sondern weil unsere Hoffnungen aufhören. Jean Paul.

Der „Peiler“.

(Eine Geschichte von unsern Seehelden.)

„Hoch klingt wie Orgelton und Glockenklang“, gleich dem Liede vom braven Mann, die Erzählung von der Heldentat eines deutschen Seemannes beim Untergang eines Kreuzers, die nach den Berichten Serretteter Major Hauschild in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „über Land und Meer“ wiedergibt. Der Kreuzer hatte den Engländern einen eisernen Gruß gesandt, an dessen Folgen sie noch heute denken werden, und befand sich auf dem Rückwege. „Gegen 10 Uhr traf uns bei dichtem Nebel in der Nähe der Backbordmaschine ein furchtbarer Stoß, dem gleich darauf, ehe wir uns noch recht klar waren, was geschehen sei, ein zweiter folgte, der mit gleicher Vehemenz das ganze Schiff erzittern ließ.“ Der Erzähler eilte mit einigen Kameraden, als der Befehl dazu gegeben wurde, nach oben. „Wir kamen oben an. Eine ungeheure Menge von Kameraden, fast die gesamte Besatzung, stand ruhig wartend an den Aufgängen. Kurz und klar durchschritten die Befehle der Offiziere den Raum. Keine Spur von Furcht, ein ruhiger, gemessener Ernst lag in dem wettergebräunten, abgewandten Gesichtern. Niemand drängte nach vorn, um vielleicht früher zum rettenden Ausgang zu gelangen. Ruhig abwartend, als ginge es zu einem Spaziergang, stand jeder, bis er an die Reihe kam. Trotzdem wußten es alle, daß es nur eine Frage von Minuten, ja Sekunden sei, in welcher Zeit unser Schiff in den Wellen versinken und all den darauf Befindlichen ein Grab bereiten würde.“ Der Erzähler und sein Kamerad nahmen ein paar Hänematten und sprangen zu ihrer Rettung ins Wasser; schon wimmelt das Meer ringsum von Schwimmenden ab. „Wir stoben ab, und fort geht es mit äußerster angestregten Kräften, um möglichst weit fort aus der gefährlichen Nähe des sinkenden Schiffes zu gelangen, das uns sicher beim Heruntergleiten mit auf dem Grund ziehen würde, wenn es uns nicht vorher gelingt, aus dem Bereich des Strudels zu kommen. . . Weiter geht es fort, immer nur fort aus der unheimlichen Nähe des sinkenden Schiffskolosses, um dem wässren Grabe zu entgehen. Eine neue Gefahr lauert vor uns auf. Die Drähte der drahtlosen Telegraphie und die Stricke der dazu gehörigen Masten verzerren uns in einem unentwirrbaren Knäuel den Weg und ziehen manch braver Kameraden wie in einem Fischnetz mit hinunter in die Tiefe.“ Es gelingt ihnen, auch aus diesen kuppernen Verschlingungen loszukommen. Sie blicken auf das Schiff zurück; da stehen noch an 200 Kameraden auf dem stählernen Koloss, das jeden Augenblick versinken kann, und sie alle sind um einen Mann versammelt, der ihnen irgend etwas mitzuteilen scheint. „Was bedeutet das? Wer ist dieser Mann? Ist es der Schiffsgesellschaft, suchen die Kameraden dort oben den letzten Krost bei ihm, anstatt sich zu retten?“ . . .

Wieder ein zischendes Geräusch. Der stählerne Koloss knickt, sich fast überschlagend, noch tiefer in die Fluten. Sei

Gott den Armen gnädig, die noch auf dem Schiffe standen und jetzt verloren sind — — — Nein! Was ist das —? Der Koloss von Stahl und Eisen sinkt nicht mehr tiefer. Die darauf befindlichen Matrosen klettern wie die Ameisen an die am höchsten liegende Stelle des Bracks, hier und da gleitet einer ab und rutscht haltlos ins Wasser zurück, da gleich darauf von den hilfsbereit ausgestreckten Händen der Kameraden emporgezogen zu werden. Inmitten des Schwarms steht ruhig, besonnen und aufrecht eine herrliche Männergestalt und sonst wieder und wieder eine Schnur ins Meer — der „Peiler!“ Was soll das bedeuten, diese — — — Ich hatte einen Augenblick vergessen, was deutscher Mut und deutsche Besonnenheit und deutsche Selbstlosigkeit im Angesicht des Todes vermag! Jetzt wurde mir alles klar. Bis zum letzten Augenblick hatte der „Peiler“ derselbe hat auf den Kriegsschiffen die Aufgabe, die jeweilige Meerestiefe zu messen) auf seinem Posten ausgescharrt und so Hunderten von Kameraden das Leben gerettet. Dadurch, daß er, ungeachtet des fast sicheren Unterganges, ohne an seine eigene Rettung zu denken, erst seiner Pflicht nachkam, die Tiefe des Wassers lotete und, wie ich später erfuhr, dabei feststellte, daß die Meerestiefe nur 14 Meter betrug, rettete er einen großen Teil der Mannschaft. Denn infolge der verhältnismäßig geringen Tiefe konnte unser Schiff, wie es sich auch zeigen würde, nie vollständig in den Fluten verschwinden, sondern mußte stets, wie es auch kam, noch einige Meter aus dem Wasser herausragen. Diesen Umstand stellte der unerschrockene Mann im Augenblick der höchsten Gefahr fest, versammelte die noch nicht ins Wasser gesprungene Mannschaft um sich, und immer an der eisernen Wand des Bracks bis zur höchsten Stelle herumkletternd, rettete sich durch die eine Latz des unerschrockenen Mannes der größte Teil der Besatzung, die sonst von den türkischen Drähten der Antennen für immer in die Tiefe gezogen worden wäre. Das ist deutsche Treue, deutscher Mut und deutsche Besonnenheit! Das macht uns kein Volk der Erde nach — daran wird Englands dreifach überlegene Flotte scheitern! Mit tausenden Stößen schwammen wir nun, nachdem wir die Sachlage erkannt, die Drähte und Seile, die noch hier und da von Holzstücken emporgehalten wurden, vorsichtig vermeidend, zum Schiff zurück. Unzählige hilfsbereite Hände streckten sich uns entgegen und zogen uns auf die Eisenwand des stillliegenden Bracks hinauf. Nach und nach kamen noch viele Matrosen wieder zurückgeschwommen, die gleichfalls emporgezogen wurden. Die noch bei Kräften gebliebenen Kameraden sprangen des öfteren nochmals ins Wasser zurück und suchten die Ermatteten heraus. Nur 200 Menschenleben wurden so nach und nach den Wellen entziffen. Nun erscholl auf Kommando aus mehr als 300 Kehlen immer in kurzen Abschnitten der gleichmäßige Ruf „Hilf!“ Nach langem Warten brach durch die dichten Nebelschwaden ein Torpedoboot, und diesem folgte bald auf drahtlosem Anruf ein Hospitalschiff, das Rettung, warme Kleider und Genußung brachte.



Aus der Kriegszeit.

Truppentransportschiffe. Bereits mehrere englische Truppentransportschiffe sind durch unsere Unterseeboote zum Sinken gebracht worden, und weittragender Schaden wird damit der Landmacht wie der Seemacht unserer Feinde zugefügt. Denn England, das sich ja bis vor kurzem in seiner Herrschaft auf dem Meere so sicher glaubte, konnte seine großen Truppentransporte ungeschädelt nur unter dieser einen Bedingung ausführen, daß ihn auf dem Meer kein ebenbürtiger Gegner erwischt. Es ist ja eine allgemein gültige Anschauung des modernen Seekriegswesens, daß nur derjenige Staat bedeutende Truppenmassen übers Meer führen kann, der die See beherrscht. Die Truppentransportschiffe sind bei der Möglichkeit feindlicher Angriffe am meisten gefährdet, weil diese mit Tausenden von Menschen gefüllten Fahrzeuge, die nur eine sehr geringe militärische Widerstandskraft haben, Kreuzern, Torpedobooten und Unterseebooten ein gar zu willkommenes Angriffsziel bieten. Bei dem Transport von Truppen muß man daher ganz besondere Vorsichtsmaßregeln anwenden. Der Ausweg, sie auf Kriegsschiffen mitzuführen, ist allerdings als nicht durchführbar ab-

zuweisen. Durch die große Menge von Soldaten, die im Falle des Gefechts nicht das Geringste nützen, sondern nur überall im Wege stehen, durch die einschlagenden Geschosse den größten Verlusten ausgesetzt sind und den Anlaß zu schwerer Verwirrung bieten können, werden die Kriegsschiffe in ihrer Schlagfertigkeit sehr behindert, und auf einem modernen Schlachtschiff ist bei Durchführung des ordnungsmäßigen Schiffsdienstes überhaupt nur eine ganz geringe Menge von Landtruppen unterzubringen, so daß man davon ganz Abstand nimmt. Dagegen läßt man jede Truppentransportflotte durch ein starkes Geschwader von Kriegsschiffen begleiten, das je nach dem Grade der Seeherrschaft der betreffenden Macht in einer Flotte von Schlachtschiffen oder einer Anzahl von Kreuzern besteht. Bei dem Transport des deutschen ostasiatischen Expeditionskorps im Boxerkrieg ging man sogar so weit, die Transportschiffe nach Ankunft in dem chinesischen Gewässern durch starke Kreuzer bedecken zu lassen, obgleich es ganz ausgeschlossen war, daß die Chinesen sich bei der erdrückenden Übermacht der Seestreitkräfte der Kulturstaaten und bei ihrer mangelnden Kühnheit auf einen Überfall der Transportschiffe einlassen würden. Bei Truppentransporten werden möglichst große Passagierdampfer verwendet; zur Beförderung von Reiterei bevorzugt man solche Schiffe, die schon auf den Pferdetransport eingerichtet sind. Die Kriegsgeschichte hat gelehrt, daß wenige große Dampfer besser zu sein und zu schützen sind als viele kleine. Wie Konteradmiral Blüddemann in seinem Buch über modernes Seekriegswesen mitteilt, muß man für den Raumbedarf die folgenden Verhältnisse als normal annehmen: 1 Registerkonne für den Mann für einen Tag, 2 Registerkonne für den Mann für drei Tage und 3 Registerkonne für längere Zeit, für ein Pferd 6—7 Registerkonne und 100 Quadratmeter Platz im Schiffsraum für eine Feldbatterie. Freilich hat man auch schon viel geringere Räumlichkeiten verwendet. So transportierte die 4000 Tonne große türkische Fregatte „Selimieh“ im Januar 1874 außer ihrer eigenen Besatzung noch 5000 Mann eine Strecke von 100 Seemeilen. Bei seiner Fahrt nach Ägypten brachte Napoleon 40 000 Mann mit der nötigen Pferden und der andern Ausrüstung auf 400 Fahrzeugen unter; auch die Kriegsschiffe, die die Transportschiffe begleiten, waren mit Truppen besetzt. Im Krimkrieg brachten 1853 355 Fahrzeuge 60 000 Mann von Varna nach der Krim. Die Engländer brachten 1882 68 Dampfer, um 23 550 Mann und 5000 Pferde nach Kanton überzuführen. Die Japaner transportierten 1894 48 000 Mann und 8000 Pferde mit 6 Wochen Proviant in 74 Dampfern nach Korea und die Amerikaner 1898 15 400 Mann auf 35 Transportschiffen nach Santiago de Cuba. Die deutsche Expedition, die 1900 nach Ostasien ging, führte auf 20 Dampfern mit einem Gesamttonnengewicht von 118 750 Registerkonne 21 622 Mann in etwa 50 Tagen mehr als 12 350 Seemeilen weit. Man muß für eine gute und bequeme Unterbringung der Mannschaften sorgen, damit dieselben kräftig und frisch sind, um sofort nach der Landung in die Kriegsergebnisse eingreifen zu können.

Aktuelle Reklame. Merkwürdige Wirkungen hat der Krieg auf die Reklame ausgeübt, wofür die Bibliothèque Universelle einige Beispiele anführt. In Frankreich wird die patriotische Note in allen möglichen und unmöglichen Formen immer lauter angeschlagen. In der Schweiz hat die Reklame dagegen den Ton gutmütiger Überredung angenommen. Ein Wirt erklärt z. B., daß er „für die ganze Dauer des Krieges streng neutral bleibt und daß sein Haus allen Bürgern der kriegführenden Nationen offen steht.“ Der Wirt eines Restaurants zeigt wieder „Kriegsfrühstücke zu einem Franken“ an. In manchen Städten machen die Wirte gemeinsam Anzeigen, um mitzuteilen, daß ihre Stadt „der sicherste Wohnort für Familien wäre, da er abseits von aller Kriegsgefahr bliebe.“ Andere wieder preisen den „besten Aufenthaltsort in gesundheitlicher Beziehung und fern vom Kriegsschauplatz“ an. Nach den Anzeigen der französischen Blätter zu urteilen, muß das Wahrsagergeschäft in diesen Kriegszeiten eine ungeahnte Blüte erleben. Immer wieder sieht man auf solche Versprechungen, in denen „Soldaten, die zum Krieg ausmarschieren, die Zukunft geweissagt werden soll“, und zwar für ganze zwei Franken. Auch wirksame Mittel zum Schutz auf dem Schlachtfeld kann man danach für einen Franken erhalten. Der Anflug hat eine solche Ausbeutung angenommen, daß die französische Regierung sich genötigt sah, derartige Reklamen zu verbieten.

Der Landbote.

Volkstümliche Wochenbeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 2.

— o — Erscheint allmonatlich. — o —

1915.



Frau Cemeny.

Von Michael Rothhaas (Fasung bei München).

Hier Häuser weit von mir wohnt die Frau Cemeny, mit dem unscheinbaren Häuschen über dem C und einer breiten, schwarzgefärbten Flagge auf ihrem Häuschen. Denn die Frau Cemeny ist Österreicherin, und das betont sie in dieser eheernen Zeit. Deutsch-Österreicherin. Zwar, der Großvater ihres seligen Mannes sei Ungar gewesen — und von dieser Seite her habe die Familie das Ppylon im Namen —, und die Großmutter eine Böhmin, und die sei es, die das tschechische Häuschen auf dem C in die Ehe und Familie eingebracht habe. Sonst nichts. Aber im Herzen seien die Cemeny's allzeit deutsch gewesen, und sie, die Frau Cemeny, noch dazu eine geborene Neustiegel, habe daraus auch nie ein Hehl gemacht. Deutsch und österreichisch. Und sie lief, um die breite, schwarzgelbe Flagge zur Dachluke herauszuziehen; denn es gall dem Sieg in den Vogesen. Drei Tage und drei Nächte blähte sich das Banner im Wind.

Seitdem kam es noch oft heraus; denn jeden dritten, vierten Tag, mindestens aber einmal in jeder Woche flaggte Frau Cemeny über die Lappen. Anfänglich erregte das. „Ei der Taufend, ein Sieg! Wer, wie wo?“ und man rief dem Postboten das Morgenblatt aus der Hand. Aber man fand nichts. Heißt das: nichts zum Besagen. Es wurde nur gemeldet, die Lage der Österreicher in Galizien wäre durchaus nicht ungünstig. Ein anderes Mal wieder stand zu lesen, die Serben würden es schon noch merken, daß sie sich in die Wesseln gefehlt, und wapp's — war auch schon Frau Cemeny mit ihrer Fahne da. Und so weiter und so fort. Das Lob der österreichischen Motorbatterien in Belgien — Fahne heraus! Die ergebnislose Beschließung Gallias — Flagge hoch! Die Proklamalion der deutsch-österreichischen Armeen „In die Tüden in Paulen“ — Frau Cemeny entfaltet die Farben Habsburgs. Mein Nachbar, der Doktor Schmeltze, sagte darum: ein Sieg über sich selbst und Frau Cemeny beslagge.

Bäckerlich. Wenn Frau Cemeny wirklich die Siege über sich selber feiern wollte, dann hätte sie damit nicht bis zum Ausbruch des Weltkrieges zu warten gebraucht. Sie hätte dann vor allem das Recht und die Pflicht der Beslagung an jenem denkwürdigen Tage gehabt, da der pensionierte Oberdruder im Kriegsministerium Sebastian Weizeder zu ihr sprach: „Frau Cemeny! Wenn zwei Wesen auf dem weiten Erdenrund für einander geschaffen sind, so sind wir beide es. Frau Cemeny! Wir stehen beide allein in der Welt. Frau Cemeny! Hier meine Hand!“ Sie erwiderte indes nur: „Herr Oberdruder! Sie wissen, mein seliger Mann, mein ihm auf dem Sterbebett gegebenes Versprechen. . . Herr Oberdruder! Ihr Antrag ehrt mich, aber — und wenn auch das Herz darüber bricht — unumgänglich. Herr Oberdruder! Leben Sie wohl!“ und beslagge nicht. Warum ihr also Beweggründe unterschieben, davon ihr schlichter Sinn nichts weiß. Schlicht und entsagungsbereit, ja. Allerdings später, als mehr und mehr das Alter seine Schatten in ihre Stube warf, da fragte sie sich bisweilen in einsamen Stunden, was der verkürzte Tabaktrafikan Cemeny oft davon habe, daß seine Witwe den irdischen Oberdruder Weizeder ausgeschlagen, und kam zu keiner befriedigenden Antwort. Dängt trennten sie von dem freien Zeit und Raum, und vergebens sann sie, als der große Weltkrieg entbrannte, in schweremutsvollem Bedenken nach, wo und in wel-

cher Stellung wohl Herr Weizeder der großen Stunde seines Vaterlandes gerecht werde.

In diese düsteren Betrachtungen schnarrte es unlangst von der Straße her hinein: „Erdäpfel! Kauf's Erdäpfel! und rief Frau Cemeny aus ihrem Häuschen. Sie eilte ans Fenster, und indem sie auf die Straße hinabrief: „Was kostet das Pfund?“, zitterte noch in ihrer Stimme die Melancholie des verschmähten Glückes nach. Soudsjo viel — rief die alte Bäuerin zurück und hielt ihre zwei schwächlichen Kühe an und wies auf die gehäufte Kartoffelfuhr — und der Zeutmex drei Mark; aber schon so mohllich, daß der Herr Pfarrer erst gestern gesagt habe, so ein Kartoffel sei ihm gleich lieber wie ein Rebhendl.

Nun haben die Cemeny's seit alters ein offenes Ohr für die Kirche und ihre Diener gehabt. Daher nahm jetzt auch die Frau Cemeny ohne weiteres die größte Schüssel aus ihrer kleinen Küche und bezog sich damit auf die Straße hinauf und an den Kartoffelwagen. „Fünfundzwanzig Pfund!“ sagte sie, und die Bäuerin klabte in Gemäch und Schüssel ein. Mit froststarrten, schweißigen Händen, die von lebenslanger Arbeit erzählt hätten, auch wenn sie selber geschwiegen hätte. So aber erzählte sie.

Daß sie die alte Moosandlin sei, draußen in der Heigerau, gleich rechter Hand, wenn man aus dem Heigerholz herauklomme. Daß sie auf ihre alten Tage zur Ruhe sich habe sehen wollen, aber — oha! — Arbeit und Plage mehr als zuvor; denn die Schwiegertochter krank, die Stube voll kleiner Kinder, und der Sohn fort im Krieg. Und was das für ein schlechtes Kören und Rasen schnitten sie unseren Soldaten ab, vor lauter Ärger, daß sie nicht hereinkommen in unser Land zum Brennen und Pündern. Aber nur aushalten, aushalten! Ihr Sohn schreibe es auch immer: sie draußen im Feld, daß der Franzos nicht hereinkomme, und die Weiberleut dabeim, daß Haus und Hof nicht verderbe. Eine solche Zeit! Und die Schwiegertochter krank im Bett, die Stube voll kleiner Kinder und das Vieh keinen Preis. In Gottes Namen. Jetzt drucke wenigstens hinten der Lär! herein, und wenn der Ruß vorn nicht mehr hinaus könne, was bleibe ihm dann übrig als zu kapitulieren?

Damit war die Schüssel gefüllt, und Frau Cemeny reichte der Häuslerin eine Danknote. „Großes Geld“, sagte die, „und kleine Leut“, und rechnete und neßelte in Kopf und Fugbeutel mühsam die Differenz zusammen, die die Käuferin herausbekam. Darüber fanden sich die Doktorköchin und die Frau Apotheker bei dem Gesspan ein und fragten bies und das den Kartoffeln nach, und die Moosandlin stand Red und Antwort. Mit reinem Gewissen; denn der Herr Pfarrer selber habe erst gestern noch gesagt usw., und unter dem zählte sie der Frau Cemeny die Differenz auf die Hand, und alsdann Wies und guten Appetit zu den Erdäpfeln. Frau Cemeny war wieder in ihrer Stube.

Aber Bobblit! Was ist denn das? Fünfundzwanzig Pfund Rosenkartoffeln und von dem Fünfmackcheim gleichwohl noch übrig vier — fünf — sechs — wahrhaftig, sechs Mark zwanzig, in Nidel und Kleinsilber! Und von der einen Wamb, über dem Sofa, schaul der Tabaktrafikan Cemeny und von der anderen, neben der allen Standuhr, der K. K. Finanzwachrespizient Neustiegel hernieder, und auf die flache Hand die sechs Mark zwanzig.

O dieser K. K. Finanzwachbeamte Neustiegel, der mit dem Geld verwachsen war wie der Dachs mit seinem Fett! Der seine Seele daran hängte, bis endlich an seinen Raffes

Die Einbrüche, die er in Rußland empfing, hat ein Wiesbadener Landsturmmann namens Karl Ott in folgender Weise recht kräftig geschildert:

Hier in diesem Russeneste
Geht es uns gar nicht zum besten,
Jedes Dorf ein finst'res Loch,
Alles starrt nach Snobeloch!
Alle Gassen die sind bredig,
Die Bewohner faul und spedig.
Will man wirklich etwas kaufen,
Ach herrje, da muß man laufen,
Bis man durch ganz Warba ist.
Hat man endlich was erworben,
Gibt dran riechen, dann verborben
Weßtenteils die Ware ist!
Nebenbei ist alles teuer,
Milch und Butter und auch Eier,
Sommer heißt es: Nimmer nimmer!
Doch wo anders ist es schlimmer.
Wischisko Sebratio, ein Geschrei,
"Kußt alles nahme, küßt,
In der Nacht, wo alles ruht,
Fühlt man die Insektenbrut.
Auf dem Köpfer Käus und Wangen,
Selbst die Käus die Schieber hangen,
Und am Morgen, weich ein Graus,
Sieht man ganz geschiedert aus.
Doch wie alle Landsturmmänner
Sind von solchen Sachen Kenner
Und Humor hilft uns noch wog
Über diesen Russendred.
Goffentlich ist nicht mehr weit
Eine neue goldne Zeit.
Und wir kehren frei und wieder
Stegreich in die Heimat wieder.

Kriegserinnerungen aus Seelbach (Amt Kunkel.)

Ein Hochgefühl der Freude ging durch die Seelen der Dorfbewohner von Seelbach, Amt Kunkel, als 1871 der heilig-ersehnte Friede zur unumstößlichen Tatsache geworden war. Defan Schröder hielt es für angemessen, zum Gedächtnis an den Krieg und den erlangten Frieden eine Friedensseiche zu pflanzen, und zwar auf der „Büdlingshöhe“, unweit des Dorfes. Im Distrikt „Wicken“ wurde eine junge, schlanke Eiche ausgesucht und am 14. Mai 1871 am Pfarrhause ein Festzug aufgestellt, der sich nach dem Bestimmungsort der zukünftigen Friedensseiche bewegte, wo man den Baum der Erde anvertraute. Defan Schröder hielt eine ergreifende Ansprache, in der er des blutigen Ringens der beiden großen Völker gedachte und Gott dankte für den glücklichen Sieg. — Am 18. Juni fand dann das allgemeine Friedensfest in der schön geschmückten Kirche statt, wobei Defan Schröder über Eph. 3, 20 bis 24, predigte. — Aus Seelbach waren im Kriege gewesen: Philipp Kompel, Witwer, Philipp Stahlheber, Ehemann, Heinrich Schröder, ledig, Sohn des Defan Schröder, Friedrich Würz, ledig, Philipp Friedrich, Gottfried Höhler, Georg Wirbelauer, Wilhelm Stoll, Peter Harrach und Heinrich Wöbel. Glücklich waren alle heimgekehrt, Heinrich Schröder mit der Auszeichnung des Eisernen Kreuzes. Am 10. Juli veranstaltete man zu Ehren der heimgekehrten Krieger eine Kirchenfeier, zu der sich der Festzug an der Schule aufstellte. Jungfrauen hielten den Kämpfern Kränze in Herzform auf die Brust mit der Aufschrift:

„Wir standen all in Gottes Gut,
Er schüzt ein treu Soldatenblut.
Drum soll dem Herren auch ganz allein
Am heul'gen Tag die Ehre sein.“

Der Predigttext stand 1. Mose 28, 20 und 31. — Am 30. Januar 1911, dem 25jährigen Stiftungstage des Krieger- und Militärvereins „Germania“, brachte man zur Ehrung an die Kämpfer in den Kriegen aus 1866 und 1870/71 an der Außenseite der Kirche eine Gedenktafel an, die aus schwebelichem Granit von den Gebrüdern Mai in Billmar hergestellt ist und in goldenen Buchstaben außer den Namen obengenannter Kriegsteilnehmer noch die Namen enthält: Christian Lohr und Wilhelm Stahlheber, die 1866 im Kriege waren, ferner Peter Schäfer und aus dem Dorfe Hallenbach noch Peter Stahl und Peter Janger. Bei der Enthüllung der Gedenktafel hielten Ansprachen Lehrer G. Röber, Pfarrer Müller, Professor Gropius und Professor Nientz-Gerlos-Weilburg. J. Br.

Umschau.

Ein Lied für Kriegsbanden. Herr L. F. Werner Boeke, der feinsinnige, ausgezeichnete Volkskünstler, dessen Bücher „Aus einer vergessenen Ecke“ vielen unserer Leser bekannt sein werden, hat ein Lied für Kriegsbanden gedichtet und in Musik gesetzt, ein prächtiges geistliches Kriegeslied für Deutsche, das wir aufrichtig empfehlen können. Hier der erste Vers:

„O Herr, tue uns bezaun
Und zeig' uns deine Guld!
Wir sind in Kampf geraten
Und haben keine Schuld.
Es kommt daher der Feinde Rott',
Sie treiben mit uns ihren Spott,
O Herr, im Himmel brohen,
Sih' deinem treuen Volk!“

Das Lied könnte in jeder Kirche gesungen werden, und es würde sicher mit Andacht gesungen. Das Lied ist im Verlag von Ernst Hübn, Hofbuchhandlung in Kassel, erschienen und kann partienweise besonders billig bezogen werden.

* Kriegsbrod. Merkwürdige Erfahrungen konnte ein Brothändler in einem größeren Westerwalddorf machen. Er fand nämlich, daß meistens die Frauen der Arbeiter und Tagelöhner auf ihr Weißbrod nicht verzichten wollten und sich noch darüber besagten, daß dies Brod nicht mehr so weiß sei als früher. Die bessergestellten Leute, so weit sie nicht ihr Brod selbst backen, wie die meisten Bauern, kaufen nur selten Weißbrod. Graubrod und Schwarzbrod kommt bei ihnen ausschließlich auf den Tisch. Die Leute, die selbst backen, stellen überhaupt kein Weißbrod her. Kriegsbrod, d. h. aus Roggenmehl mit Kartoffelzusatz gebadene Brod, hat der Schreiber dieser Zeilen noch nicht kaufen können, weil es bei den Bäckern des Westerwaldes nicht zu haben ist. Nur einige Leute, die ihren Bedarf selbst backen, stellen Kriegsbrod her. Doch ist das Weimengen von Kartoffeln für den Westerwälder gar nichts Neues. Das hat er schon früher getan, weil sich solches Brod länger frisch erhält und nicht so stark austrocknet als reines Roggenbrod. Übrigens schmeckt dieses Brod sehr gut. Auch Hafermehl wurde dem Roggenmehl nicht selten zugesetzt und ergab ein etwas mürbes Gebäck. Hafermehl allein (das „Breimel“ des Westerwaldes) wird auch heute noch in manchem Westerwalddorf verbacken zu einem mehr fuchsenartigen, mürben Gebäck, das gewiß manchen Liebhaber finden dürfte, zumal es leicht verdaulich und wohlbeläummlich ist. Nur seine Herstellung hat ihre Eigenart. W.-N.

* Spinnstube und Krieg. Kriegsfürsorge überall, selbst im kleinsten Dörfchen. Auch die alte Spinnstube steht unter diesem Zeichen, ja sie ist in manchem Westerwalddorf neu aufgeleitet. Mädchen und Frauen finden sich zusammen, um eifrig warme Wolljacken für unsere Soldaten herzustellen. Das Garn wird auf verschiedene Weise beschafft. Reiche Gemeinden geben aus der Gemeindefasse. In ärmeren Dörfern gehen die Mädchen von Haus zu Haus, um Geld einzusammeln. Gibt es auch nicht in jedem Hause Marken, so gibt es doch Groschen, und am Schluß ist eine hübsche Summe zusammen, für die Garn gekauft wird. Ist das verarbeitet, so geht's von neuem von Haus zu Haus. Die fertigen Sachen werden so verwertet, daß an jeden Soldaten aus dem Dorf ein Päckchen gesandt wird. Das übrige geht an eine Sammelstelle des „Roten Kreuzes“. W.-N.

Der Gemeinnützige Bauverein für den Distrikt, e. G. m. b. G., hat im Jahre 1913/14 in Herbom am Franzosenweg vier Arbeiterwohnhäuser errichtet, die am 1. Oktober bezogen wurden. Die Kosten für diese Neubauten stellten sich auf 2205,16 M. 13 Mitglieder waren im Berichtsjahre von der Landesversicherungsanstalt für Einzeldarlehen vorgemerkt. Drei Darlehen sind bis jetzt abgehoben. Fünf Bewerber mußten aus verschiedenen Gründen auf die Abhebung der Darlehen verzichten. Der Distrikt hat auch für diese Darlehen die selbstschuldnerische Pfandhaft gegenüber der Landesversicherungsanstalt Dessen-Rastan übernommen. Die Gesamtsumme der bisher für Vereinsmitglieder zum Bau eigener Wohnungen vermittelten Darlehen beträgt gegenwärtig noch 508.690,55 M. Zurzeit zählt der Verein 332 Mitglieder mit 83.676,20 M. Geschäftsanteilen. Auch aus dem letzten Geschäftsbericht des Gemeinnützigen Bauvereins geht wieder hervor, daß die Vereinstätigkeit sich dauernd in aufsteigender Kurve bewegt, so daß die Kreisverwaltung auf diese segensreiche Schöpfung in jeder Beziehung nur mit Stolz und Genugtuung zurückblicken kann.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.

Manipulo! Seine Reize, die ihn selbst und nicht genug damit des Unsegen, vererben mußte er auch noch seine Hamsternatur! Und ausgerechnet Frau Cemeny war es unter seinen fünf Kindern, der dieses Erbstück zufiel. Frau Rosalie Cemeny, und Tage, Monde, Jahre hat die unselbige Missethäter dem lebenswürdigen, leichtlebigen, nun aber schon seit zwanzig Jahren verklärten Tabaktrafikanter verkommen und vergällt. „Was wird der sizige Drache tun?“, scheint selbst jetzt noch sein starrender Blick zu fragen, und: „Was wird es tun, mein Blut, mein Fortleben, mein Ich?“, fragt nicht minder interessiert von der anderen Wand der selbige Finanzwachspizient Neustegel herab, und Frau Cemeny — sie steckt die sechs Mark zwanzig ein.

Es kam aber gleichwohl keine rechte Zufriedenheit in ihr auf, nicht sogleich, nicht des andern Tags und nicht bei der ersten Karioffelprobe. Ja, je mehr sie von dem wohlfeilen Gerichte aß, um so eindringlicher legten sich ihr die halb klagen- den, halb standhaften Worte der alten Moosandl ins Ohr, hallten und dröhnten zuletzt wie Ambossschläge des Gewissens, formten sich darunter zu Bildern von treuer Soldatenwacht und heimlicher Opferstärke, und zeigten ihr so im Spiegel eines kleinen Kreises die große Stunde eines schicksalhaften Volkes. Da versanken Geiz und Stolz in der Not der Zeit. Da weckte ein Strahl des Segens der selbst durch Krieg und Völkerverbrausen wie Frühlingsernte in die Herzen dringt, gleich einem Keim in dunkler Erde das schlummernde Gefühl. Da — schob Frau Cemeny den Teller von sich weg, ging in Speicher und Kammer, kramte Kisten und Kasten, Laden und Truhen aus, hob jetzt in schmerzlichen Gedanken ein vergiftetes Kinderleichen und dann wieder mit unvertrockneter Pietät eine sehr gut konservierte Unterhose gegen das Licht, ordnete Linnen und Wollzeug zu gefälligen Päckchen und glitt im matten Schein von Winter Sonne und Vergangenheit durch all die finsternen Jahre wieder hin, bis zu jenem trübseligen Weisensein, da die gesamte Tabaktrafik ausgestorben war, bis auf sie ganz allein.

Tags darauf nahm sie dann die erwähnten Siebensachen unter den Arm und trat den Weg an in die Heigerau. Es war ein unwirklicher Rebestag, und in den Telegraphendrähten sang der Wind. „Woher? Wohin? Aus Schladenslarm und Bewesungsdunst, zwischen Himmel und Erde, zu neuem Graus. Die Luft zu füllen mit Weh und Klagen, die Gluten zu führen mit schwellendem Atem, von Frieden und Glück die Asche zu streuen über Wasser und Land. Über Wasser und Land — über Wasser und Land —“. So sang der Wind, und die Wollen flogen, und die Bäume ächzten im Heigerhofs. Später aber wurde es stiller in den Lüften, und als Frau Cemeny jenseits des Waldes in der Heigerau ankam, da tat sich sogar ein wenig der Himmel auf, und ein Sonnenstrahl legte sich quer über Moor und Au. Und da stand auch schon, gleich rechter Hand, das Moosandl-Haus und schlief im Stehen, wie ein alterstahmer Gaul, und nicht einmal der Färring, den jetzt Frau Cemeny hallend niederfallen ließ, weckte es auf. Nur hinter dem Haus gab es ein Huschen und Hosten, und ein scheues Davon und Hinüber über die Wiese und hinein in die Au —, dort erst kühlten sich die sechs rotblonden Moosandl-Köpfe in Sicherheit vor dem heimlichen Besuch. Die Wäsche kispelten dort im Abendwind wie Märchenbäume, die vor Glückskindern liebe Sprüchlein herfagen, das stille Altwasser zeigte ihnen saunten Bilder von nickenden Weiden und ziehenden Wollen, und ein Häher auf einer Fichte schlug mit den blaugelblichen Schwingen und rief komisch krächzendes Zeug herab, daß sie alle miteinander lachen mußten. Ob dieser ausgedrehten Freundschaft der Natur fragte einer der rotblonden Köpfe, ob es denn wirklich wahr, daß die Menschen so un- gut seien, daß sie jetzt auf der ganzen Welt einander umbräch- ten, und ein anderer antwortete: „Die Großmutter sagt's ja! So un- gut.“ Frau Cemeny aber überlegte, was in ihrer Ver- lassenheit anzufangen mit den Siebensachen, und ließ sich dazu auf der Bank vor dem Häusel nieder.

Während sie noch so vor sich hinsann und in Gedanken über die Leute räsonierte, die nicht einmal in Kriegszeiten dabei- sein könnten, kam die alte Moosandlin die Straße daher und auf das Haus zu. Frau Cemeny ging ihr entgegen. „Grüß Gott“, sagte sie, „Moosandlin!“

„Grüß Gott aal!“

„Und da bring ich Euch“ — Frau Cemeny öffnete die Wäsche — „die zwei Mark fünf und vierzig, die Ihr mir vor- gestern zu viel herausgegeben habt.“

„Ach? Zu viel heraus?“

Und Frau Cemeny erklärte und rechnete. „Mir gab das andere, und das Gesicht der Alten hellte sich auf. Sie lächelte eben von der Stadt, erzählte sie, wo sie die Schwieger- töchter ins Spital gebracht habe.

„Und hier“, fuhr Frau Cemeny fort, und legte auf die zwei Mark fünf und vierzig noch einen Behnmarckschein darauf. „Hier noch etwas für die Kinder auf Weihnachten.“

Jetzt lud die Alte sie ein, in die Stube zu kommen.

„Und da“, schloß Frau Cemeny, und legte ihr umfang- reiches Paket der Häuslerin in den Arm, „noch ein bißchen was an Kleidern und Wäsche. In dieser Zeit muß euch dem anderen heißen“, und weg war sie. Vergebens rief die alte Moosandlin ihre Einladung zum Eintritt in Haus und Stube nach. Dort war sie, und niemand hätte ihren Jahren eine solche Behendigkeit zugetraut. Aber so schnellfüßig waren die Neu- stegel von jeher gewesen. Leicht und geschwind. Ganz anders als die Cemeny's, die immer etwas zur Leibesfülle neigten, wie denn auch ihre Stärke weniger in der Bewegung als in der Ausdauer gelegen hatte. Wie hätte denn sonst der jüngere Bruder des Trafikanten, der R. R. Steuereinknehmer-Substitut Andreas Cemeny, elfmal hintereinander auf das wichtigste Lebensdatum des alten Cemeny — die Verleihung des Silber- nen Jüviserbienstkreuzes — setzen und dabei dreimal mit fünf und zwanzig Gulden herauskommen können? Und wie hätte andernfalls der Tabaktrafikanter, als er von diesem uner- hörten Erfolg des Bruders vernahm, dreizehnmal den gleichen Ansturm auf das Zahlenlotto unternommen können, wobei er freilich das Kreuz und das Datum seiner Verleihung mit des Vaters Hochzeitstag verwechselte und damit selbstredend das Glück nicht bezwang. Aber so war er, so obenhin, so flatterhaft. Nun ja. Er hat überwunden. Unter dem dunklen Tor der Ewigkeit wird er den Ernst des Lebens schon erkannt haben. Auch wollte ich ja nur von seiner Witwe erzählen und von ihrer Rechtschaffenheit und braven Tat draußen in der Heigerau.

Am nächsten Morgen wehte wieder die schwarzgelbe Fahne von ihrem Haus, und weil nichts, gar nichts in der Zeitung stand als die Meldung der österreichischen Heeresleitung: „Die Vorrückung unserer bravourösen Truppen vollzieht sich weiter ordnungsgemäß“, so weiß ich nicht, ob nicht etwa doch der Doktor Schmelzle recht hat, und die Frau Cemeny in der Tat schon bei Siegen über sich selbst besaggt.

Unser tägliches Brot.

Von J. Brumm.

Das tägliche Brot war in früheren Jahren — wir brauchen bloß 40 bis 50 Jahre zurückzugehen — in den meisten Familien des Kaiserlichen Landes nicht im Übermaß vorhanden. Der Klein- bauer rang nur mit Mühe und Not dem vielfach karglichen Boden das Halbjahrsbrot ab, so daß er für die andere Hälfte des Jahres Korn und Mehl kaufen mußte, um durchzukommen. Nicht minder günstig stand es mit der Broitfrage in den Kreisen der Arbeiter und kleinen Handwerker, deren Ver- dienste damals noch so gering waren, daß sie für die Ver- schaffung von Brot nicht die reichen Mittel besaßen, wie es bei vielen Arbeitern der neuesten Zeit der Fall gewesen ist. Von den armen Beamten, Postboten, Förstern, Lehrern und ande- ren wäre ganz zu schweigen. Daß die selbst noch den niedrigsten Jahren noch am Hungertuch nagten, weiß jeder, der die Zeiten erlebt hat. Reichliches Brot hatte bei uns im Grunde genom- men nur der sogenannte „dicke Bauer“, der ein schuldensreiches Gut und zwei Gänge im Acker gehen hatte.

Aber es hatte sein Gutes, daß man früher bei der Mangel- heit unserer Bevölkerung kargliches Brot aß. Man wußte diese köstliche Gabe des Himmels in allen Kreisen zu schätzen. Der Bauer, der das winzige Korn ausstreute, erstlehte schon bei der Aussaat den Segen des Himmels fürs Wachstum und Ge- deihen der Broitfrucht, indem er noch auf der Scholle ehrs- furchtsvoll seine Kappe abnahm und sagte: „Lieber Gott, ich tat das Deine, tu' du nun das Deine“. Und wie sorgsam ging man mit den Körnerschweren Ähren um, wenn sie reif gewor- den waren und unter dem wuchtigen Sensenschritt zu Boden sanken! Waren sie aufgebunden, so mußte der Acker ganz ge- nau abgelesen und jede vom Palm abgebrochene Ähre gesamt- mäßt werden. Sie wurden in ein Tuch gebunden und in die Scheune gebracht, wo sie bei dem allgemeinen Ausdruck mit unter den Heugel kamen.

Gleich hoher Wertschätzung wie die Körner erfreute sich das daraus bereitete Brot. Noch erinnern wir uns, daß mancher

Laurel, die sie den Laib Brot aufschneidet, dreimal das heilige Kreuzeszeichen mit dem Messer darauf andeutete, als wolle sie sagen, die heilige Dreifaltigkeit segne uns das tägliche Brot. Unter keinen Umständen durfte das Brot auf den Rücken gelegt werden. Man sagte: „Wer das Brot legt auf Rücken, der hat kein Glück“. Nicht unwirksam wurde die Großmutter allemal, wenn wir Kinder zur Winterzeit ein Stück Brot auf der heißen Ofenplatte rösteten, um etwas hartes Schmalz darüber zu wischen und mit Salz zu bestreuen, was recht gut schmeckte. In dem Falle sagte die Großmutter stets: „Das Brot darf man nicht zweimal ins Feuer bringen; das ist Sünd' getan“. Auch das Bestreichen des Brotes mit Fett wurde übel aufgenommen, hieß es doch: „Salz und Brot macht Wangen rot“. Wer es gar wagte, Lanterg und Butter zu gleicher Zeit aufs Brot zu streichen, dem verwies man das mit den Worten: „Leute, die zwei Häuser haben, dürfen doppelt geschmieretes Brot essen“. Troadenes Brot spielte früher eine Hauptrolle. So ein „Krüstchen“ vom Laib galt uns in der Jugend als eine Delikatess. Das man jungen Leuten, die auf die Wanderschaft gingen, ein Stück Brot in die Riste legte, ist allgemein bekannt. Es bewährte vor der schmerzhaftesten Erscheinung in der Fremde, vor dem Heimweh. Von Mäusen angenagtes Brot galt als ein unfehlbares Mittel gegen Zahnweh.

Die hohe Wertschätzung des täglichen Brotes zeigte sich früher auch in der spärlichen Verwendung dieser teuren Gottesgabe. Man ließ von dem kostbaren Gut nichts unkommen. Wenn wir Kinder bei Tisch einmal aus Überfüllung einen Brotrest liegen ließen, so kam der nicht in die Futterkammer, sondern bei der nächsten Mahlzeit erschien er toieder, und die Mutter befahl: „Der Rest wird zuerst gegessen; dann gibt's ein neues Stück.“*) Blieben wirklich einmal Brotkrusten oder Krüstchen aus Versehen in einer Schranke liegen und wurden so hart, daß man sie nicht mehr kauen konnte, so weichte sich die Mutter diese Reste in ihren Kaffee, um sie so genießen zu können. Auch in der Linfen-, Erb- oder Vogelnussuppe fanden derartige Brotreste zweckmäßige Verwendung. Im unteren Weistal war es vor vierzig und mehr Jahren Brauch, daß es zum Morgenkaffee überhaupt kein Brot gab. Gefüllene Kartoffeln mit Lanterg oder Schmirerlase bestrichen bildeten die Zusatz zum Kaffee, und erst um 10 Uhr gab's Frühstücksbrot. Daß die Mutter früher dem Kinde stets die Bitte um Brot gewährte, daß gab's nicht. Wer angesichts einer bevorstehenden größeren Mahlzeit noch vorher um ein Stück Brot bat, wurde mit den Worten abgewiesen: „Jetzt gibt's kein Brot mehr, sonst ist' du bei Tische nichts“. Das war gesagt und blieb gesagt und wenn auch der Magen des Bittstellers noch so sehr knurrte.

Nicht hoher Wertschätzung erfreute sich das tägliche Brot zu allen Zeiten auf dem Westerwalde. Es erklärt sich das aus dem Umstand, daß der Westerwälder auf den zum Teil unwirtlichen Höhen des Gebirges nur mit viel Mühe dem Boden das tägliche Brot abrang. „Kriegsbrot“ ah man da zu allen Zeiten Hafermehlsaden, auf der Ofenplatte geröstet, „Badsteinbuchen“, aus geriebenen Kartoffeln und Hafermehl gebaden, bildeten einen wesentlichen Ersatz des Brotes, mit dem man sparsam und hauswälderisch umging.

Wir wissen nicht, ob man heute noch auf der Westerwälder Höhe so wirtschaftlich mit der Streckung des Brotes verfährt, aber das wissen wir gewiß, daß es bei uns im Nassauer Land in den letzten zwei Jahrzehnten an Brot nicht gemangelt hat. Selbst in den Industriegebieten gab es Brot in Hülle und Fülle. Die alte Wertschätzung des Brotes war dahin. Mühen hoch in manchen Schulen des mainischen Industriegebiets Warnungstafeln mit der Aufschrift „Kein Brot wegwerfen“, angebracht werden, und trotzdem kam es vor, daß an einem Morgen auf einem Hof, auf dem täglich tausend Kinder verkehrten, zwölf Säckchen voll Brot gesammelt worden sind. Man hat sich mit dem Brot geworfen und die teure Gottesgabe mit Füßen getreten.

Nun ist der Schreckenstriege hereingebrochen. Das tägliche Brot geht zusammen; man ist Kriegsbrot, den Laib zu stebzig Pfennig. Die täglichen Nationen werden kleiner. Möchten diese ernststen Mahner Widerhall in den Herzen unseres Volkes finden, damit es zurückkehre zur alten Wertschätzung und

*) Wer auch nur ein bißchen Brot unkommen läßt, begeht eine schwere Sünde, wurde uns dabei gesagt, und ich kann mich erinnern, daß mir eine odloses woggenworfene Brotkruste weit härtere Gewissensbisse verursachte als ein ausgebackenes Brolzettel.

hauswälderischen Verwendung des Brotes und den tiefen Sinn verstehen lernen, den der große Nazarener in die Worte gekleidet hat:

„Unser täglich Brot gib uns heute“.

Vom Launus wird uns mitgeteilt: Das heute in Deutschland hergestellte Kartoffelbrot wurde, obwohl an Frucht und Mehl kein Mangel war, vor etwa drei bis vier Jahrzehnten, als noch in den Bauernfamilien der Brotbedarf aus dem eigenen Getreide gebaden wurde, von den Familienmitgliedern mit besonderer Vorliebe gegessen. Das damalige Kartoffelbrot wurde hergestellt aus etwa 50 Teilen Roggen- und 25 Teilen Weizenmehl sowie aus 25 Teilen Weizenbrot, die geschält und gerieben wurden. Das Roggenmehl wurde mit Sauerteig, seltener mit Gese, angerührt, und nach dem der Teig genügend „gegangen“ war, mit Weizenmehl und den geriebenen Kartoffeln geknetet. Hierauf wurde der Teig etwa 2 Zentimeter dick „ausgewellert“ und in rechteckförmige Stücke (etwa 20 Zentimeter lang, 14 Zentimeter breit) geschnitten. Verschiedentlich wurden auch kleine Brote in länglicher Form hergestellt. Nachdem dies Brotgemisch die Backreife erhalten hatte, wurde es in derselben Weise wie Brot gebaden. Häufig zeigte das so hergestellte Kartoffelbrot im Innern, an der unteren Kinde, einen sogenannten Wasserrand, was aber den Genuß des gern verpeisten Brotes in keiner Weise beeinträchtigte. Merkwürdigerweise wurde dies Brot in dem einen Orte „Schereke“, in dem anderen Orte „Schilde“ genannt. Selbst dem Kuchensteig, bei dem im Launus sehr zahlreich vorkommenden „Richtelferten“, wurden geriebene Kartoffeln zugemengt und gerne dieser Kuchen gegessen. Kartoffelbrot wurde damals nur auf Weizenbrot gebaden; Kuchen, aus reinem Weizenmehl hergestellt, war selbst für die Familien, „die es konnten“, zu kostspielig. L.

Soldatenlieder aus dem Felde.

Aus der großen Fülle von Kriegsliedern, die uns aus dem Felde zugegangen sind und noch täglich zugehen, teilen wir noch einige der besten mit. Zunächst ein etwas schwermütiges Gedicht in gut volkstümlicher Anschauungs- und Ausdrucksweise:

Die Kamone schweigt,
Aufs blutige Feld die Nacht sich neigt.
Die goldenen Sterne, sie bliden so traut,
Wohl mancher sie heute zum letzten Mal schaut.
Euch Sternelein, euch leer' ich mein Herz aus,
Ihr bringt meine Grüße wohl gerne nach Haus,
Und sagt's meinen Eltern, sie ahnen's wohl schon,
Daß an sie denkt ihr sterbender Sohn.
Sagt meinem Vater, wenn der Schmerz ihn brüht,
Ich hab' mir erworben das größte Glück:
Und sagt's meiner Mutter, daß das Herz ihr nicht bricht
Nur's Vaterland sterben, das war meine Pflicht.
In Liebden's Zimmer schliefst leise euch dann,
Und sagt, ich sei gefallen als Mann.
Und wenn sie ist traurig, so habt auf sie acht
Und sagt, daß ich sterbend an sie noch gedacht.
Gebichtet auf einjaarem Nordvosten in Rußland.

Nicht bezeichnend für den Geist, der in unserem Volk herrscht, sind auch die Betrachtungen, die der Launusmann an n. W. Wagner aus Sonnenberg während seines nächtlichen Postenstehens am Schläferskopfstollen angestellt und folgendermaßen in Reime gebracht hat:

Heut' in eisiger Winternacht — Halt' am Schläferskop
ich Wacht. — Lasse meine Wille schweifen — In die schneebedeckte Flur. — Niemand regt sich, — Nichts bewegt sich, — Eulenschreie hör ich nur. — Und das Vöcklein hör' ich plätschern — Wunter in das Tal hinab, — Und im Stollen selber drinuren — Raucht das Wasser dumpy herab.
In der fern' am Horizont — Sey' geheimnisvoll ich sitzen — Scheinwerfer, die unsern Rhein — Gegen Luftangriffe schütten. — Ja, sie sollen ihn nicht haben, — Unsern schönen deutschen Rhein, — Niemand soll ihn uns entreißen, — ewig soll er unser sein.

Und so steh' ich Stund um Stunde. — Denke über alles nach. — Denk' auch, wie es wohl im Felde — Unsern Brüdern gehen mag. — Denke, welche Kriessopfer — Täglich fordert dieser Krieg. — Die wir aber gerne bringen — In der Hoffnung auf den Sieg.

Heut' an Kaiser's Biengeneste — Schwören, England, wir aufs neu, — Daß wir niemals werden ruhen, — Bis der Sieg uns sicher seh — Was du willst, soll nicht geschehen. — Auch aller Art und allem Geld, — Deutschland wird mich weiter fragen: — Über alles in der Welt